

## LEBENS DURST, Roman von Robert Mohr (Leseprobe)

### Der Zauderer und ‚Mein Kampf‘

Ich war nicht wirklich böse, verspürte aber von klein auf den Drang, immer das Unwillkommene zu tun. Als Kind lud ich Freunde nur deshalb zum Übernachten ein, weil ich Angst vor Menschenfressern hatte.

Weniger, weil sie mich beschützen sollten, sondern weil ich hoffte, dass sie zuerst gefressen werden würden und dann keinen Appetit mehr hätten. Am liebsten saß ich am Fenster einer Straßenbahn oder im Hochbett eines Nachtzuges. Ich träumte von einem eigenen Zug-Waggon, ohne Erwachsene, die andauernd nach ihren Uhren gucken und einen Regenguss prophezeien. Warum tun alle so, als würden sie sich auf besseres Wetter freuen, dachte ich damals, um dann endlich – tja, auch nichts zu tun. Ich wartete auf schlechte Wetterprognosen. Das gab mir einen Grund, sofort zu handeln.

Im Fahren entdeckte ich die wundervollsten Dinge: Zwei Eichhörnchen, die dachten: Schrecklich ordinäre Leute, da unten. Vertragen sich nicht und zanken den ganzen Tag! Ich hörte meine Mutter sagen.

„Es ist schon acht.“

Ich stritt nicht mit Eltern, die mir sagten, ich dürfe nicht hinter eine Tür und später stritt ich nicht mit Polizisten, die mir sagten, ich dürfe nicht über eine bestimmte Brücke fahren. Ich blieb einfach dort stehen, ganz still, bis ich unsichtbar war, und dann passierte ich. Wie eine Ameise. Wie heimlich ein Glas Wasser. Das habe ich aus den öffentlichen, völlig sinnlosen Kämpfen meines Bruders gelernt.

Als ein guter Onkel, den wir besuchten mir die Bohrmaschine erklären wollte, aber keinen Zuhälterjargon, schimpfte ich ihn Bastard. Falsche Erwartungen und keine Unterscheidungskraft im Dialog.

„Du bist hier nicht zuhause“, brüllte der gute Onkel. Eine dreifache Unterstellung, weil vorausgesetzt wird, dass man sich zuhause wie ein Schwein benimmt, dass man sich nur wohlfühlt als Schwein und dass man sich als Kind auf keinen Fall wohl fühlen soll.

Im Hintergrund kreischten meine Cousins auf eine böartige Weise. Es klatschte Ohrfeigen. Ein brutales Geräusch. Und hinter geschlossenen Türen steigerte sich das Kreischen.

Jungen werden immer angeschnauzt. Mädchen haben wenigstens die Chance als „süß“ betrachtet zu werden. Vom ersten Tag im Kindergarten können es die Mädchen besser, schnellere Auffassungsgabe, bessere Hausaufgaben. Weil sie schneller erwachsen werden. Aber Qualität braucht nun einmal seine Zeit und wächst deshalb langsamer. Deshalb glaube ich, dass Adam aus Evas Rippe erschaffen wurde. Mädchen verfügen über pragmatische Mütter, die ihnen vorleben, wie man Männer für sich arbeiten lässt, weil die ja eh nichts anderes im Kopf haben. Frauen sollen uns bekanntlich auf andere, bessere Gedanken bringen. Aber wer bringt uns danach wieder auf andere Gedanken?

Ich wollte so schnell wie möglich erwachsen sein. Allein schon, um aufstehen zu können so früh oder so spät wie es behagt und zu Bett gehen, wenn man müde ist und nicht nur weil es acht schlägt. Damals wusste ich noch nicht, Erwachsene haben keine Ideale, sondern Reihenhäuser. Ich wusste noch nicht, dass die Welt sich im Laufe eines Lebens vollkommen verqueren konnte. Unsterblich werden und dann sterben, das ist wenigen vergönnt. Wenn du Glück hast, scheidest du neutral daraus: Wenn du geboren wirst, weinst du und alle sind glücklich, wenn du stirbst, anders herum. Neutralisiert! Inexistent! Man glaubt für gewöhnlich, es gebe keine Steigerungsform von tot. Diese gibt es aber doch: ausgestorben.

Jetzt bin ich erwachsen. Ich bin ein Mensch, den man übersieht, den man auch übersehen möchte, solange man ihn übersehen kann. Meine erste Freundin war nur mit mir zusammen, weil sie in jemanden verliebt war, den ich gut kannte. Dass sie so etwas wie Wollust empfinden konnte, erfuhr ich, als sie versehentlich auf die Wiederholtaste ihres Telefons kam. Kein Witz. Meine Freundin ruft an, ich geh ran und höre, wie sie gerade mit einem anderen poppt und dazu stöhnt. Schlimmer als ein Schlag in den Magen. Und die Krönung. Nicht ich habe sie abserviert, nein, sie ist einfach abgehauen. Irgendwie passte alles zusammen, für jemanden, der so denkt wie ich. Ich bin nicht pervers, nur ist da immer eine Parallelwelt, egal woran ich denke. Wie alle heterosexuellen Männer liebe ich das

Lächeln junger Frauen, vor allem im Bett mit geschlossenen Augen.

Leider denke ich dabei nicht nur ans Bett. Mir fällt dabei auf, dass eine ähnliche Glückseligkeit sich auf einem Frauenantlitz auch beim Versenden von Textbotschaften per Handy einstellt. Schnell eine eMail, schnell eine SMS, damit man sich ja nicht unterhalten muss.

Dass meine Freundin abgehauen ist, war nicht eigentlich schade. Die Augenlieder auf Halbmast, während sie die Existenz einer Zierpflanze führte. In ihrem halbgeschlossenen Mund vermochte ein guter Beobachter Egoismus und Feigheit entdecken. Sie trug auch inmitten illustriertenseliger Gemütlichkeit, geschäftige Trauer von einem Zimmer ins nächste. Trauerschwarz war ihre einzige Kleiderfarbe, auf der Straße wie zwischen Küche und Wohnzimmer. Schon ihre Mutter jammerte aus purer Lust und prahlte mit ihren Sorgen und genoss es, wenn die Anwesenden ihr voller Mitgefühl zuhörten; sie gefiel sich darin, mit harter, sorgenvoller Stimme ihren Mann schlecht zu machen. Dabei besagte nicht nur ihr Blick, sondern ihre ganze Haltung, Passt auf, oder ich werde gleich weinen.

Ihr Vater, während um ihn herum das Äußere der Menschen in dem Maße verproletarisierte, wie das Proletariat mit den Fabriken outgesourct wurde, trug weiterhin englische Sakkos mit Krawatte. Wenn er ein unvollständig gelöstes Rätsel sah, trieb ihn sein Ehrgeiz immer dazu, weiter zu kommen als die, die meistens aufgegeben hatten, weil sie irgendwo einen Fehler gemacht hatten. Wer einen Fehler entdeckt hat und ihn nicht korrigiert, begeht einen zweiten. Wer A sagt, muss nicht B sagen. Er kann auch erkennen, dass A falsch war. Er schaute sich zufrieden das ausgefüllte Viereck an. Die Tatsache, dass die meisten Buchstaben zwei Funktionen hatten, in einen waagrechten und einem senkrechten Wort, hatte für ihn etwas mit Poesie zu tun. Als Anästhesist faszinierte ihn das fragile Gleichgewicht, das gewahrt werden musste, wenn die Schlächter, wie er alle Chirurgen verächtlich nannte, ihre Messer ansetzten – der Balanceakt zwischen Leben und Tod auf des Messers Schneide. Er hegte die – mystifizierende – Vermutung, dass die Narkose den Patienten nicht

vollkommen gefühllos machte, sondern nur unfähig, seine Schmerzen zu äußern und sich hinterher daran zu erinnern.

Ärztetypisch sprach er am liebsten vor Publikum. Aus dem gleichen Grund liebte er es, allseits von Spiegeln umgeben zu sein. Durch die vermehrte Zuhörerschaft in große Erregung geratend, immerfort in einer völlig ziellosen Eile und immerzu suchend nach Gefährten für diese Hetzjagd, die immer nur im Kreise herumführte. Ein einziges Legato, ohne erkennbare akustische Unterbrechung vom Anfang bis zum Ende. Luft holte er nicht nach einem Satz, sondern während er ein Wort aussprach, teilte er es, stieß den letzten Rest der noch vorhandenen Luft mit dem Wortanfang heraus und sog mit dem nächsten Vokal wieder neue Luft ein. Eine wahrhaft artistische Leistung und gute Vorübung für Didgeridoo-Musik. Aber dieser Gesang vermochte nie bis ins Innere der zuhörenden Köpfe zu dringen. Es waren Wellen, die hoch aufschlugen, sie erreichten aber den Strand nicht. Die Köpfe beschlossen, regelmäßig zu nicken. Diese Redner wurden wahrscheinlich nur deswegen nicht unterbrochen, weil ihnen schon lange keiner mehr zuhörte. Endeten sie, so dauerte es einige Zeit, bis man bemerkte, dass die Stimme endgültig versiegt war. Im Zweiergespräche rückte er einem immer ziemlich nah auf den Leib, so dass man überflüssigerweise am Geruch seiner letzten Mahlzeit teilnahm. Ich ließ ihn weiterreden, diesen Pappmaché-Mephistopheles. Mir schien, ich könnte, versuchte ich es nur, meinen Zeigefinger durch ihn durch stecken, ohne in ihm drin auf mehr als, sagen wir, ein bisschen lockeren Dreck zu stoßen. Dumm wie eine Puppe, die sich an den Kragen fasst und doch den Faden nicht entdeckt, an dem sie zappelt. Das alles hätte mir zu denken geben müssen, obwohl meine Freundin ihren Eltern nicht glich. Sie war keineswegs eine, die von sich aus einen Mittelpunkt hätte bilden können. Ihre Bekannten bezeichneten sie als die dünne Blonde. Ihre blauen Augen sagten dem, der sich die Mühe gab, in sie hineinzublicken, dass sie im Grunde gar nicht scheu war, sondern hochmütig und unempfindlich. Sie eiferte den auf Naivität und Kindlichkeit bedachten Filmstars ihren Tage nach. Nur deshalb war sie Cineastin, wie sie sagte.

Ich mochte keine Kinos. Reihe um Reihe starrende Leute, die sich voneinander weg nach der Leinwand hinbiegen. Hunderte von Menschen, deren Seelen aus ihren Körpern gefahren sind und in jenen dummen Menschen lebten, die da vorn posierten. Man wird von Kinofans immer für herzlos und grausam gehalten, wenn man im falschen Augenblick lacht. Schwingungen gingen von mir aus, die die Atmosphäre aufluden, nicht nur im Kino und Theater. Vielleicht hatte man sich den ganzen Abend gut unterhalten. Aber mit tödlicher Sicherheit ereignete sich etwas, das den Pisspott unter dem Bett meiner Seele offenbarte. Noch während das Lachen verebbte, begann das Gift sich bemerkbar zu machen:

„Hoffe dich gelegentlich wiederzusehen“, hieß es natürlich, aber die kalt abgewandte Wange oder die feuchte, schlaffe Hand, die einem dabei hingestreckt wurde, strafte die Worte Lügen. Mein größtes Vergnügen – selten genug! – war, allein nachts durch die Straßen zu wandern und über die Stille nachzudenken, Millionen lagen auf dem Rücken, mit weit offenem Mund, aus dem nur Schnarchtöne drangen. Der Unterkiefer fiel wie ein ausgehaktes Scharnier herab. Das Schnarchen, eine Art Todesröcheln, schien das Leben in Stücke zu sägen, um genug Kleinholz zu hinterlassen. Die blubbernden Lippen glichen Kiemen eines Haifisches, der an der Oberfläche eines stillen Meeres Luft schöpft.

Sie, als Cineastin, hörte gerne die verworrenen Geschichten anderer Leute erstaunt, ja sogar ein bisschen ängstlich, an. Sie war für mich ein Phänomen: eine dreißigjährige Frau ohne Kummer, Kopfschmerzen, Rückenschmerzen, Schlaflosigkeit oder kranke Nerven. So vergingen die Tage mit ihr im Gleichmaß beständiger Langeweile und erstarrter Gewohnheiten. Sie wusste nicht das mindeste von den Lebensbedingungen in anderen Ländern und besaß keinen Maßstab für ihr eigenes Leben. So würde sie auf ihre Weise weiterleben, bis die Menschen eines Tages festgestellt hätten, dass sie sich unmerklich in eine der Frauen verwandelt habe, die alt werden, ohne dass sie das Übergangsstadium durchgemacht haben: ein bisschen vertrocknet, ein bisschen versauert, hart wie ein Eisennagel, auf eine sentimentale Weise gutmütig und kleinen Hunden verfallen.

Heute sah ich sie wieder, im Park mit einem Hund. Einem von jener Rasse, wo einem unweigerlich in den Sinn kommt, keine Einsamkeit ist einsamer als die der Hundebesitzer. Wer Prestige, Selbstbewusstsein zwischenmenschlich nicht so leicht ausleben kann, instrumentalisiert einen Hund.

Zu gern hätte ich den Wechsel in ihrem Gesichtsausdruck festgehalten, nachdem ich lächelnd direkt auf sie zu und dann an ihr vorbeigeschritten war. Just zuvor hatte sie mich bemerkt, zu spät um noch die Wegseite wechseln zu können. Innerhalb nur einer Sekunde spiegelte ihr Antlitz Gleichgültigkeit, Entsetzen und Erleichterung wieder. Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben, Entsetzen, dass ich sie erkannte und Erleichterung, da ich sie nicht ansprach.

Sie mochte anderer Leute Kinder, aber schauderte bei dem Gedanken, selbst welche zu haben. Bei Hochzeiten empfand sie Rührung; aber sie hegte eine tiefe Abneigung gegen alles Geschlechtliche, wie ich bis zu jenem versehentlichen Anruf glaubte.

Ich schielte stets nach Frauen von jener eitlen Sorte, die unverhohlen die Brille etwaiger Gesprächspartner dazu nutzen, um den Sitz ihrer Frisur zu überprüfen. Ihre eigenen großen Sonnenbrillen, hatten sie sich in die Haare geschoben. Es war die harte, aggressive Arroganz eines Models, die sich vom blassen Hochmut deutlich unterscheidet. Eine durchaus zähmbare, wie mir schien, jedoch zu aufwändige. Terrorherrschaft der Attraktivität. Es ist schon so. Das Hündlein wedelt, dir dein Futter abzuschmeicheln, die edle Stute, damit sie's annimmt, musst du streicheln.

Frauen sind imstande sich in Hingabe zu schenken und doch unberührt zu bleiben.

Ja, Frauen haben diese Fähigkeit, sich von erotischer Partnerschaft zurückzuziehen und sich auf eine Weise gegen sie zu wappnen, dass ihre Männer sich im Stich gelassen und verletzt fühlen können, ohne einen greifbaren Grund zur Klage zu haben.

Ich hortete Stichworte und Ideen, um in der Stunde des Jägers keine Ladehemmungen zu haben. Täglich ein Gedanke, in Gesellschaft vielleicht

zwei – der einzige Grund, um überhaupt noch auszugehen – das Ganze mit Zwischentönen gewürzt und verbindenden Phrasen versehen. So lassen sich jährlich 1000 Seiten schreiben. Eigentlich stellte ich nie das Schreiben ein, in der Hoffnung auf plötzliche Entdeckung. Dann würde ich, auf der Kippe zum Versager, quasi auf Knopfdruck die längst überfällige Karriere machen und einen Buchpreis nach dem anderen kassieren. Wenn man nur etwas beharrlicher wäre, aber wozu? Wäre dadurch meine Entdeckung vollständiger? Gibt es nicht ohnehin genug Geschichten, ohne dass ich noch neue dazu erfinde?

Es gab Zeiten, da hatte ich tatsächlich den Schwachsinn geglaubt, dass Feder und Papier mehr Feuer als alle Streichhölzer der Welt entzünden. Ausgerechnet Adolf Hitler in ‚Mein Kampf‘ belehrte mich eines Besseren:

„Landsberg war meine Hochschule auf Staatskosten ... angesichts des ganzen widerspruchsvollen heuchlerischen Wissensgetues der Universitätspfaffen. ... Das mögen sich alle schriftstellernden Ritter und Gecken gesagt sein lassen: die größten Umwälzungen auf dieser Welt sind nie durch einen Gänsekiel geleitet worden. Der Feder blieb es immer vorbehalten, sie theoretisch zu begründen. Die Macht aber, die die großen historischen Lawinen religiöser und politischer Art ins Rollen brachte, war seit urewig nur die Zauberkraft des gesprochenen Wortes. ... Daher möge jeder Schreiber bei seinem Tintenfass bleiben, um sich „theoretisch“ zu betätigen, wenn Verstand und Können hierfür genügen; um Führer aber ist er weder geboren noch erwählt. ... Ein glänzender Redner wird immer noch besser zu schreiben vermögen als ein glänzender Schriftsteller zu reden. Dazu kommt, dass die Masse faul ist und ungern zu etwas Geschriebenem greift.“

Worte eines Frustrierten in höchster demagogischer Vollendung. Sicher. Der, der nichts kann, kennt keine Frustration. Frust ist, wenn ein Musiker etwa die komplizierte dritte Stimme beherrscht, aber immer nur den Grundrhythmus zugewiesen bekommt. Nichts zu können ist noch ein Glück gegenüber dem Können von etwas, das keiner schätzt. Als Tiger zu starten, um als Bettvorleger zu landen. Die Existenz eines Tellerwäschers ohne Aussicht auf das Dasein eines Millionärs, nicht einmal eines Kochs.

Sicher, eine Alternative bleibt, man kann auch in Form von Brandflecken seiner Kippe Spuren seiner Existenz hinterlassen.

Hitler, das macht ihn irgendwie sympathisch, war die seltene Kombination eines Frustrierten und extremst Motivierten. Er kennt die Gesetze der Massenpsychologie:

„Morgens und tagsüber scheinen die willensfähigen Kräfte der Menschen sich noch gegen die Aufzwingung einer fremden Meinung zu sträuben.

Abends dagegen unterliegen sie leichter der Kraft eines stärkeren Wollens“, schrieb Hitler und weiß ein jeder Schürzenjäger. ...

„Propaganda hat volkstümlich zu sein und ihr geistiges Niveau einzustellen nach der Aufnahmefähigkeit der beschränktesten Adressaten.

... Der Menschengewinnung dient ja auch der künstlich gemachte geheimnisvolle Dämmerchein katholischer Kirchen. Der Glaube ist schwerer zu erschüttern als das Wissen, Hass ist dauerhafter als Abneigung und die Triebkraft zu gewaltigen Umwälzungen lag weniger in wissenschaftlicher Erkenntnis als im beseelenden Fanatismus und vorwärtsjagender Hysterie ... statt den bürgerlichen Tugenden der Ruhe und Ordnung.“ Adolf Hitler, „Mein Kampf“

„Meine Zeugnisse stellten je nach Gegenstand immer Extreme dar. Neben ‚lobenswert‘ und ‚vorzüglich‘ in Turnen und Zeichnen ‚genügend‘ und ‚nicht genügend‘. Am besten waren meine Leistungen in Geographie und Geschichte. Die beiden Lieblingsfächer, in den ich der Klasse vorschoss.“.

Diese Passage aus Hitlers ‚Mein Kampf‘ ist einem großen Teil der Heranwachsenden auf den Leib geschneidert. Hitler schreibt weiter:

„Ich glaubte, dass wenn der Vater erst den mangelnden Fortschritt in der Realschule sähe, er gut oder übel eben doch mich meinem erträumten Glück (Maler) würde zugehen lassen. ... Das danke ich der harten Zeit, dass sie das Muttersöhnchen aus den weichen Daunen zog und ihm Frau Sorge zur neuen Mutter gab. Sie zog mir die Scheuklappen einer beschränkten kleinbürgerlichen Erziehung von den Augen. ... Nur die Schalheit eines bürgerlichen Gemüts kann die mittlere Linie als den Weg ins Himmelreich betrachten. ... Dass der junge Mensch fechten lernt und sich dann herumpaukt, gilt als ehrenwert. Es ist nicht roher, wenn zwei

junge Menschen eine Meinungsverschiedenheit mit den Fäusten ausfechten als mit einem geschliffenen Stück Eisen oder damit nach einem Schutzmann zu schreien. ... Boxen und Jiu-Jitsu sind mir immer wichtiger erscheinen als irgendeine schlechte, weil doch nur halbe Schießausbildung.“ Adolf Hitler, Mein Kampf

Man kommt nicht umhin, zu polemisieren: Heute gibt es 5600 Schießstände allein in Nordrhein-Westfalen, 160 davon in Schulgebäuden. Morgens Bio, abends ballern. Dennoch bin ich weit von Hitler. Mein obsessiver Wunsch, möglichst gar keinen ökologischen Fußabdruck zu hinterlassen, beschränkt sich nicht nur darauf Vegetarier zu werden; das geht soweit, dass ich mich jeden Abend, statt in einen Schlafanzug in einen billigen schwarzem Zweireiher zwänge, mir einen Korken in den Hintern stopfe, und in einen Sarg lege, den ich tagsüber als Tisch verwende, nur damit meine Leichenentsorgung, falls ich nachts stürbe, möglichst wenig Probleme mit sich bringt. Mir bereitet selbst ein Tischtuch im Restaurant Unbehagen. Zwangsläufig baut sich vor mir die Trommel einer Waschmaschine und die noch viel größere eines Wäschetrockners auf, nur wegen eines von mir hinterlassenen Kaffeekleckses. Mein Lieblingsfeiertag ist Karfreitag, der Tag der Enthaltung vom Fleisch aller Tiere auf Erden. Wer Fleisch isst, entweihet und peinigt die Erde, wegen mir auch den Körper Gottes, mit seinen Zähnen. Die Leute hielten mich fälschlicherweise für geizig, wenn sie sahen, dass ich selbst in Ländern der Dritten Welt aus dem Wasserhahn trank, dabei wollte ich nur keine Plastikflaschen kaufen. Eigens dafür führte ich einen Reisekocher mit. Sollte ich eben geizig sein. Besser als, als Spinner zu gelten. Schon zu Lebzeiten hinterließ ich Spuren, ohne dass ich es wolle. Zum Beispiel in Form geöffneter Vogelkäfige in China und Brasilien. Zeitungen berichteten über den ‚Schutzengel der Vögel‘ oder das ‚Niederträchtige Käfig-Phantom‘. Man fertigte sogar Karten an, die meine Reiseroute wiedergaben. Den Vogelgott als Beistehenden an meiner Seite, wurde ich nie ertappt. Gott ist nicht in dir oder in mir, sondern zwischen den Menschen, sogar zwischen den Tieren und das Faszinierendste ist,

irgendetwas teilen zu wollen. Das hatte ich schon als Kind begriffen, als dass es mir am meisten Spaß machte, wenn andere mit meinem Lieblingsspielzeug spielten.

All diese verfallenen Herbergen auf meinen Reisen, in denen ich mich manchmal für ein paar Tage zwischen streunenden Katzen und wilden Eseln einquartierte, wie sehr deckten sie die Sinnlosigkeit menschlichen Handelns auf. Im Strandsand versenkte Gastronomenträume.

Schriftstellerträume fallen nicht ins Auge. Ein zweitklassiger Schriftsteller hofft durch sein Werk die Wahrnehmung der Welt nachhaltig zu beeinflussen. Und er trachtet danach, jeden guten Satz, den er hört, in einen anderen Zusammenhang zu stellen – das ist seine Sucht. Dann lieber eine Datei in einem weggeworfenen Computer mit dem von niemandem gelesenen Manuskript dieses Buches.

In mir hatte sich eine Art Selbstgenügsamkeit entwickelt, die mich gefühlsmäßig von anderen unabhängig machte. Nie bahnte sich irgendeine dauernde, befriedigende Freundschaft an. Da ich eine solche Beziehung nie kennen gelernt hatte, entbehrte ich sie auch nicht.

Kein Ereignis war imstande, mir Begeisterung oder einen Ausbruch der Verzweiflung zu entlocken. Aus Gründen des Selbstschutzes bediente ich mich im Umgang einer knappen, zynischen Ausdrucksweise, durch die ich jene abstieß, die mir zu nahe kamen.

Meine Wortkargheit ist das Resultat der Erkenntnis, dass Wesentliches immer nonverbal gesagt wird. Ich war schon immer trist, doch früher versuchten die Mädchen mich noch aufzuheitern. Wildfremde beim Karneval, die die eigenen Freunde daheim gelassen hatten.

Da waren Sonntage, mehr oder weniger geschickt mit Cousinen und ihren Freundinnen in den Stranddisteln der Dünen – heiße Sätze mit feuchtem Niederschlag, Belangloses –; nur ich ging leer aus. Selbst das ist dahin, dahin! Tag für Tag mit dem immer gleichen Löffel in der Hand an seinem eigenen gramvollen Leben riechend und darin rührend. Durch das elende Gefühl des Alleinseins war ich so weit von den Menschen entfernt, dass ich begonnen hatte, nicht nur aus dem, was die Sterne in Zeitungen und Zeitschriften voraussagten, sondern auch aus manchen anderen Zeichen blindlings Hilfe zu erhoffen.

Worte, die etwas ausdrückten, sparte ich mir für die Nacht auf, in der ich allein am Tisch saß und schrieb, hoffend, durch mein Werk, die Wahrnehmung der Welt nachhaltig zu beeinflussen. Ich würde Worte ins Dunkel schleudern und auf ein Echo warten und wenn auch noch so schwach ertönte, würde ich mehr Worte folgen lassen.

Ich besaß das unschätzbare Talent, aus dem einen heraus- um in das andere hineinzuschlüpfen.

Die Charaktere der Menschen sind in meinem Kopf verzeichnet und dort eingeordnet, genau wie das feindliche Gebiet in den Köpfen von Heerführern. Der Junge, der die meiste Angst einflößen konnte, wurde zum Anführer. Andere Jungen wurden Rebellen und sie wurden bewundert, aber Anführer wurden sie nie. Die Mehrzahl war nur Ton in den Händen der Furchtlosen. Auf ein paar wenige konnte man sich verlassen, auf die meisten aber nicht. Im Leben muss man zu rechnen verstehen, aber nicht auf die anderen. Mit sieben wusste ich, welcher Bursche im Gefängnis enden würde, ein anderer als Arbeitssklave und wieder ein anderer als Taugenichts. Ich kam mühelos hinter Dinge, flößte aber Misstrauen ein und wurde ebenso schnell angeheuert wie rausgefeuert. Auch Langzeit-Jobinhaber, zum Beispiel Journalisten, benutzen ihren Job nur, um einen anderen zu finden. Denn ihre Tätigkeit führt sie zu Stellen, in die sie sonst nie den Fuß gesetzt hätten. Überdies war ich kein guter Arschkriecher. Bewarb ich mich um einen Job, errieten die Leute sofort, dass ich darauf pfiß, ob ich ihn kriegte.

Wie vergnügt ist der Hospitant bei Bier und Wurstsalat, wie verdrossen sein Chef im Gourmettempel. Stattdessen eilt man in den Kursaal, um einen Vortrag vom Chef zu hören über das, was er sowieso ständig wiederholt. Wichtige Herren füllen den Saal, aber auch ein paar Reihen Angestellter. Die sitzen aufrechter als die korpulenten Herren, strecken die Köpfe und lassen die Gesichter vor Spannung leuchten, bemüht von ihren Chefs bemerkt zu werden. Und wenn man am nächsten Tag dem ungeduldigen Blick des Chefs begegnet – wie soll man anfangen, wie die trägen Lippen endlich auseinanderreißen, da hat er sich schon umgedreht, verschwindet kopfschüttelnd in seinem Büro.

Meine Augen schienen zu sagen: Dies hier hat keinen Wert, überhaupt keinen Wert. Mit der Zeit wurde die Suche nach einem Job eine Tätigkeit, sozusagen ein Zeitvertreib. Gewissensbisse hatte ich deshalb nicht, vor allem nicht, wenn ich mir vorstellte, ich würde durch meine Beschäftigung vielleicht einem anderen Menschen, der ein Einkommen wirklich nötig hat, den Verdienst wegnehmen.

Meine bescheidenen Erfahrungen lehrten mich, dass Frauen keine Männer wollen, die viel Geld verdienen, sondern die viel Geld haben. Dennoch imponieren ihnen Männer nicht, die sagen: Ich habe Geld. Ich brauche nicht zu arbeiten. Erfolg ist vielen Frauen – einen ambitionierten Chirurgen zu heiraten und von einem Fettabsauger mit Zugewinnngemeinschaft geschieden zu werden. Je älter Frauen werden, um so mehr interessieren sie sich für deutlich ältere Männer. Weil sie mit dem Alter immer mehr optische und immer weniger materielle Kompromisse eingehen. Das ändert sich mit der Verbesserung der materiellen Möglichkeiten der Frauen. Frauen sind viel begieriger auf Veränderung als wir erwarten. Der ältere Mann signalisiert heute noch die Unemanzipiertheit seiner Frau. Schon in wenigen Jahren wird es geradezu verwegend sein, sich in einen reifen Mann zu verlieben.

Es liegen die Eier des Kolumbus zu Hundertausenden herum, nur die Kolumbusse sind seltener zu treffen. So wandern die Menschen im Garten der Natur umher, bilden sich ein, fast alles zu wissen und wandeln doch wie blind. ‚Ich will so prollen, wie ich will – du darfst‘. Das scheint der Wahlspruch vieler zu sein.

People who are like each other, like each other. Der Mensch ist einer, der sich selbst und seinesgleichen einen unermesslichen Wert zumisst. Und dem Widerspruch, die er von sich hat und was er anderen gilt, steht er verzweifelt im Rätsel gegenüber. Selbst am Tage ihres Todes bilden sich manche Leute ein, mit dem Göttlichen in Verbindung zu stehen, wenn der Himmel weint.

Manchen Menschen glückt das Leben nicht. Sie haben einmal Pech gehabt und nehmen das als Ursache für alles. Auch ohne Pech wäre denen das

Leben nicht geglückt. Pechritter, gepaart mit einer optimistischen Ader, sehen in der Vertreibung oder der Privatinsolvenz, inklusive Zwangsräumung ihrer Wohnung, die Chance. Endlich herrscht Brüderlichkeit und Gleichheit. Aber der Glaube daran ist so wie der Glaube an paradiesische Jenseitsvorstellungen oder an das Karma einer besseren Wiedergeburt – nur ein Strohalm und eine Ausreden der Zukurzgekommenen und Unfähigen.

Wenn dir das Leben eine Zitrone gibt, mach Limonade draus, das beherrschen nur wenige. Das Leben ist vielen zu guter Letzt nur ein unentwirrbarer Knoten aus Zuneigung und Hass. Was bleibt, ist wie eine Schale abgestandenen Tees, man muss ihn wegschütten. Man müsste bewusst das gleiche Leben noch mal leben können. Dann würde man vielleicht weniger Fehler machen. Leben ist das, was passiert, während man Pläne schmiedet. Soll man nun das Leben nehmen, wie es ist – oder ist es ehemals so, wie man es nimmt. Die meisten Leute machen sich selbst bloß durch übertriebene Forderungen an das Schicksal unzufrieden. Dabei hat jeder Mensch die Chance, mindestens einen Teil der Welt zu verbessern, nämlich sich selbst. So viele Menschengenerationen vermochten nicht zu lernen, einander zu lieben.

Man hört so oft, das habe mein Leben verändert. Aber selbst entlassene Zuchthäusler oder Schwerstkranke, die dem Tod von der Schippe springen, mögen sich noch so viel vornehmen, wirklich geleistet haben sie nichts.

Auch ich könnte nie beim Anblick von Schaumrändern auf dem Bierglas Fensterformen entwickeln wie Architekt Antonio Gaudi. Ich fühlte, wie ein Musiker, der plötzlich fürchterlich aus sich herauslachend erkennt, aus mir wäre kein großer Klaviervirtuose geworden, niemals, aus mir nicht. Ich hatte zeitlebens ein Steinway-Flügel sein wollen, ich hasste die Vorstellung, zwischen Vivaldi und den Steinway-Tasten zu sein, nur als Musikvermittler. Ich verachtete die anderen, Angetretene, um ebenfalls große Virtuosen zu werden. Sie fristen ihr Dasein als Klavierlehrer, existieren eine scheußliche Pädagogenexistenz, sind auf talentlose Schüler und deren großenwahnsinnige und kunsthabgierige Eltern angewiesen. Diese anderen haben in ihrem Dilettantismus eine lebenslängliche Zuflucht

gefunden, träumend in ihren Kleinbürgerwohnungen von ihrer Musikpädagogospension. Der wahre Musiker öffnet Zahlen den Käfig, sowie der Zeichner die Geometrie befreit. Ein guter Musiker unterscheidet sich von einem guten Maler darin, dass der Musiker perfekt immer Gleiches und der Maler mittelmäßig immer Unterschiedliches bringen muss. Wenn ein Land einen genialen Menschen hervorbringt, dann ist er nie, wie es ihn haben will oder glaubt ihn haben zu wollen. In der großen Welt gefällt nichts so sehr wie die Gleichgültigkeit darüber, ob man ihr gefällt. Talent zu haben, das ist klar, ist oft ein Charakterfehler. Talent haben – genial sein: das wird immer verwechselt. Talente sind diejenigen, die von außen her befruchtet werden, Genies tragen die Früchte in sich selbst. Das Genie macht die Fußstapfen, und das nachfolgende Talent tritt in dieselben hinein, macht sie aber schief.

Am lästigsten war mir die Tatsache, dass ich für ausgeglichen, unbestechlich und diskret gehalten wurde. Vielleicht war ich das auch, aber nur, weil ich gleichgültig war. Meine Diskretion entsprang einem Mangel an Freunden, die mir zugehört hätten, einem Mangel an Austauschmöglichkeit. Alle um mich herum kämpften, ich strengte mich nur jemand anders zuliebe an. Im Grunde war mir alles Schnuppe. Sogar, wenn ich mein Leben noch einmal anfinde, hätte es keinen Zweck. Denn ich hatte kein Verlangen, ein malochendes nützliches Mitglied der Gesellschaft zu sein. Und was nicht unser Verlangen bewegt, darauf richtet sich weder unsere Hoffnung noch unsere Verzweiflung. Mich aus dem Mutterleib herauszuziehen war elendige Müh. Warum aus einem wohlig warmen Ort hervorkommen, wo alles gratis ist? Ich betrachtete die Vorüberstreichenden. Vielleicht war einer von ihnen meiner Meinung. Ich stellte ihm die einfache Frage: „Warum leben Sie so weiter?“ Er würde sagen: „Vergiss es und vergiss das Schicksal der Menschheit. Vielleicht kommst du noch zu einem guten Fick, und ein guter Fick ölt das Kugellager und hinterlässt einen guten Geschmack im Mund, während das andere nur Durchfall und Kopfschuppen mit sich bringt.“

Als Messdiener sagte ich oft verfrüht Amen! Das letzte Mal als das passierte, ließ ich, leicht hysterisch wie ich bin, einen lauten Furz direkt am Sarg. Der Pfarrer suchte sich einen anderen.

Eine Stunde nach dem der Verstorbene eingeschauelt worden war, sagten sie von ihm: „Er war immer so gutmütig“, so als sei der Mensch, um den es geht, eine Figur aus dem Nibelungenlied. Dabei war er immer ein Einfaltspinsel gewesen – kein Witzbold, wie er selber zeitlebens glaubte. Man ertrug ihn nur, weil man ihn hin und wieder anpumpen konnte. Was liebte er? Egoshooter-Spiele. Das Prinzip dabei gefiel ihm: Während er die Welt rettet, kann er sie vergessen und sie vergisst ihn. Zuletzt war er verarmt in einem Heim, vermeckert, Comedys anschauend, nicht lachend. Wer nicht mehr lachen kann, ist auch nicht mehr ernst zu nehmen. Unter dem Bett die Dinge, die ihm etwas bedeutet haben, die ihn durch sein Leben begleiteten und von seinen Nachkommen mit verständnislosen Augen auf ihren Wert geprüft wurden, bevor der Ramschkönig kam. Ein Bonus-Sammelheft vom Metro-Großmarkt. Hatte er einem befreundeten Barwirt abgeschwatzt. Verkündete immer stolz: Hab‘s im Schlussverkauf für unter soundso viel bekommen. Wollten aber nur die hören, die ihn damit aufzogen und spöttisch, nie ernst, fragten, wo er denn diesen schicken Pullunder her habe. Darunter auch ein Ultraschallbild seines Kindes, auch der Sozialversicherungsausweis, die Lizenz zum Müßiggang. Darin eine phantasievolle Krankengeschichte in Tateinheit mit den Ärzten geschrieben, die gerne krankschreiben, schon um sich am Staat wegen mangelnder Möglichkeiten zu rächen. Er glaubte, es lebe richtig, wer zuerst die Abwrackprämie kassiert, danach das ganze Geld im Ausverkauf verjuxt und schließlich hartztt. Das höchste Gefühl, dass er je bei anderen erregt hatte, war posthum die Frage nach seinem Sarg und Grabstein und ein Erbschaftsstreit, den es noch auszufechten galt.

Warum von anderen reden? Das Revolutionärste, das ich je getan habe, war der Gang in eine Billig-Mode-Kette. Dort erstand ich das abstoßendste Teil, das ich finden konnte. Damit schlich ich in die Filiale einer extravaganten Boutique an einer guten Adresse, platzierte dort das hässliche Teil im Schaufenster, machte ein Foto für YouTube und rannte davon. Ein anderes Mal versteckte ich von Prominenten beworbene Joghurts hinter den Schreibwaren, weil ich Promiwerbung hasse. Das waren sie so, meine ebenso kreativen wie entzückende Umkehrungen des Prinzips Ladendiebstahl. Berühmt wurde ich dafür nicht. Noch grausamer

als posthum ist es, erst im Alter berühmt zu werden. Als Greis zu sehen, wie die jungen Mädchen deine Bücher lesen, deine Bilder bewundern, deine Musik. Sorge dich nie um etwas, dass du nicht ändern kannst. Gott gib Gelassenheit, Unänderbares zu akzeptieren und Mut, Veränderbares zu verändern. Gib Weisheit, dass eine vom anderen zu unterscheiden. Lass mich die Welt so sehen, wie sie ist und nicht, wie ich sie gerne hätte. Posthum 250.000 Dollar zu verdienen, das könnte noch gehen. So viel lassen sich mit einer zerfledderten Leiche machen. Im Extremfall lebt der Spender in bis zu 60 Personen weiter. Diese moderne Art der Reinkarnation hat wohl nicht jeder im Blick, der seinen Körper der Medizin zur Verfügung stellt. Mir aber gefiel der Gedanke, posthum eine Viertelmillion wert zu sein und ich besorgte mir einen Organspendeausweis.

Ich fühlte mich schon deshalb als eine besonders schützenswerte Minorität, weil ich zum arbeitslosen Zehntel meines Landes gehörte und darunter zu jenem kleinen Teil, der darüber nicht jammerte, gerne und freiwillig frei war. Es gibt drei Phasen der Arbeitslosigkeit: Nicht dürfen!, nicht wollen!, nicht können! Und keine trifft auf mich zu. Das Leben kann sehr einfach sein. Als Einkommen genügt mir ein Job als Kleindarsteller. Abseits des Sets, in stillen Abstellkammern Billigkaffee schlurfen, sich über verspätete Honorarzahlungen mit anderen Niedrigstlöhnern entrüsten, beim Dreh kuschen, den großen Schauspielern huldigen. Gutgelaunte Schauspieler, mit ihrem ansteckenden Humor, die man gerne zum Freund hätte; die kennen sicherlich das Geheimnis des Glücks. Beliebt bei ihnen, wie bei allen Halb-Prominenten, ist die Weitergabe des eigenen Vornamens an den Stammhalter, geschmückt mit dem Zusatz Junior. Ein Eingeständnis an die Nicht-Vererbbarkeit von Grippe, Glück und Genie. Da soll die Folgegeneration vom Ruf der Eltern profitieren. Und wie man sie foppen kann, die stets witzigen Schauspieler: Man braucht nur zu spät zu kommen und sich einen Kaffee genehmigen am Schauspieler-Buffer – schon glauben sie man sei der Produzent, grüßen freundlich, bis sie merken, dass man doch nur zum Komparsenhaufen zählt. Das finden sie nicht mehr witzig, schauen dich verächtlich an, wie

jemand, der fürchten muss, bald selbst zum Fußvolk zu gehören, allenfalls noch gut genug für eine Umschulung zum Samenspender.

Meine Samenspende will niemand. Habe zwar einem Body Mass Index von 20 und eine denkbar hohe Lebenserwartung, doch gelte ich im überernährten Europa als zu schwächlich. Samenabnehmerinnen interessieren sich vor allem für wohlhabende Spender ab 190 cm Körperwuchs. Athletisch oder fett – unwichtig. Das fanden Soziologen heraus. Die Vorgehensweise der Frau bei der Suche nach potentiellen Brutgebern sei ästhetisch anspruchslos, geradezu rudimentär.

Vier Mal den Studienort gewechselt, sieben Wohnungen allein in Bonn gehabt; kaum einen Ort mehrfach bereist, weil es ja noch so viel zu sehen gibt. Jedenfalls bin ich kein Veränderungs-Phlegmatiker.

Mittelgroß, Augenfarbe grau. Das kann nun auch grün sein. Auf der Meldestelle ist es so dämmrig, dass da jeder dunkelgraue Augen hat. Und was haben sie für Haarfarbe aufgeschrieben? Dunkelblond, hätte auch hellbraun heißen können. Heute fühle ich mich so hohl wie ein Schokoweihnachtsmann, wollte immer eine Liga zu hoch spielen und bin dabei selbst in der Kreisliga auf der Strecke geblieben. Mit Kleckern in der Liga der Klotzer, das geht nie gut. Und wie unzureichend man im eigenen Bekanntenkreis wahrgenommen wird.

„Du bist doch der, der vor drei Jahren Maiskolben zum Grillen mitbrachte?“

„Ja“, antworte ich brav und möchte am liebsten dazu rufen:

Ich bin auch der, der in den letzten drei Jahren zwei Romane veröffentlicht hat. Aber wenn du schon von Maiskolben reden möchtest: Ich bin der, der sich im Sommer vor allem von Futtermais und Fallobst ernährt. Der Asket, der Tonnenphilosoph Diogenes! Ich bin der Minimalist, der „Freeganer“ nachts am Tengelmann Container, einer, der vom Wohlstandsmüll der Wegwerfgesellschaft lebt. Du könntest mich zum Beispiel fragen, ob das schon Armut ist oder noch Liebhaberei, wenn man von Katzenfutter und Hundekexen lebt.

Würde man so rufen, wäre an ein weiteres Gespräch nicht mehr zu denken. Auch deshalb brauchen wir Institutionen für den Austausch auf gleichem Niveau: Universitäten.

Natürlich Meinungs Austausch geschieht auch an der Theke – sie ist das Sinnbild des schönsten Lebensabschnitts. Jugend, Jungesellenzeit, Freunde. Dann kommt die Zeit der Herren-Séparées oder der Kinderkrippen-Treffs. Dort sitzt man ohne das Gefühl der Kameradschaft, imitiert das Trinken und pflegt Freundschaften auf eine wenig überzeugende Art. Und ehe man es merkt, kommt die Zeit der Konditoreitischchen.

Ich bin entweder viel zu nüchtern und schüchtern oder besoffen und dann zu offen. Wenn man mich nicht gerade unglücklich antrifft, kann man meinen, ich sei ein Idealist, der mit dem Blick eines Weitwinkel-Objektivs durch die Welt geht.

Ich fische nach Zeitungen im Müll, entferne die Werbebeilagen – das bedrückt mich – bevor ich sie gelangweilt überfliegend lese: Viele große Wirtschaftsführer haben erst mit Mitte 50 Führungsaufgaben übernommen, steht drin. Da habe ich ja noch Zeit. Dass sie davor auf die eine oder andere Art schon immer oben auf schwammen, steht nicht drin. Jetzt schwimmen sie eine Etage höher und bald werden sie noch weiter oben schwimmen. Bankmanager, die wild spekuliert haben, werden mit Unsummen gefüttert. Es scheint, als ob der Staat aus Angst vor den notwendigen Dressurmaßnahmen dem Raubwild noch mehr Fleisch hinwirft. Reinste Raubtierfütterung. Das Volk staunt nicht mehr über die Ähnlichkeit der Höhe der Spekulations-Verluste mit der Höhe der Bonizahlungen für Bank-Vorstände. Verloren geht in dieser Geldflut nichts, diesem „Tsumoney“ von Bürger-Konten auf Konten von Bankern oder sonstigen Privilegierten, auf der Abschöpfseite der Trögen. Es gibt Leute, die ihren Kontostand dauernd mit ihrer Kontonummer verwechseln. Aber die meisten Frauen träumen davon, Aschenputtel zu sein. Männer träumen sich vom Tellerwäscher zum Millionär. Ich aber will das gar nicht, aus Angst vor dem Spitzensteuersatz. Als Geringverdiener aus Tradition steht man in Krisen besser dar. Wer wenig Geld hat, hat auch weniger, dass ihm weniger wert werden kann.

Aus Afrika kommen Wirtschaftflüchtlinge und aus Deutschland ja auch. Die einen sind Boat-People bei Lanzarote, die anderen Yacht-People vor Monaco. Ein Plätzchen zum Anlegen suchen sie beide. Eine Oase. Das hört sich an, als würde ich das öfter sagen und irgendwie, als hätte ich es mir nicht selber ausgedacht. Das Gesicht in eine kostenlose Zeitung vergraben, wie sie am Bahnhof ausgeteilt wird. Zeitmillionär zu sein, ist der wahre Reichtum, wenn man ein bisschen Geld hat. Ich mag es, Leute um mich zu haben, während ich die Zeitung lese. Das ist ein Muss, weil ich mich zum Alleinleben entschlossen habe. Menschen zu treffen, ein paar Geschichten zu hören und vielleicht selbst eine zum Besten zu geben. Das gefällt mir, nicht das Trinken, dass zu Trübsal, Tränen und die wenig überzeugende Gefühlsduselei der Verbrüderung in finsternen Kneipen führt. Vor der Wirtschaftskrise nahm ich noch irgendeine Tram und feiertags den Touristenbus, bis ich die Erklärungen zu den Sehenswürdigkeiten vom Band auswendig wusste, wie als Kind schon die Kirchenliturgien. Damals dachte ich, wenn Menschen so viel Energie auf Nächstenliebe verwenden würden, wie auf Kirchgänge, täten sie doch viel mehr für ihr Seelenheil. Ich freue mich über überfüllte Verkehrsmittel. Das kommt meinem Sinn für Sparsamkeit entgegen. Der Sitz neben mir im vollen Bus ist immer der Letzte, der besetzt wird. Wenn gar nichts anderes mehr frei ist. Schon aus Rache bin ich ein Dazusetzer. Einer dieser dreisten Provokateure, die durch ihr bloßes Dazusetzen die Stimmung der Tisch- und Platzkartenreservierer, mit ihren verengten Augen, in Anbetracht sich nähernder Dazusetzer, kaputtmachen. Den Menschen ringsum gefiel es irgendwie, dass einer in Frieden unter ihnen lebte, der eine Sisyphusarbeit tat. Ich war zu einer Legende des anspruchslosen Lebens geworden, weil das Ganze ohne Religion oder sonst einem Sinn war, entschlossen in diesem Fischerdorf vergessen zu werden, geradezu heilig. So sah ich mich in den Augen der Einheimischen. Wenn ihre Gespräche nicht stets verstummen, als ich die Taverne betrat, hätte ich eine spannendere Version vernommen. Die Made im Speck, so munkelte man hinter meinem Rücken. Sitzt da und schreibt, als ob's zu 'was gut wäre, außer in der Schule an der Tafel. Und Lehrer ist er ja wohl nicht.

Dabei versuchte ich, einer zu sein. Der Dorflehrer freute sich, wenn ich einen Vormittag übernahm. Nicht Rechnen und Schreiben, sondern ich versuchte, den Kindern etwa die Übertreibung in den Ausdrücken als ein erstes Abweichen von der Wahrheit zu vermitteln. Ich erzählte vom Leben, wie es im TV nicht vorkommt.

Das Fernsehen, davon war ich überzeugt, hämmert überall, wo Elektrizität hinkommt, um der Masse die Vorzüge von Produkten ins Gehirn zu pusten, die sie sich kaum wird leisten können, eine Kristall-Zauberkugel zur Erzeugung von Frustration. Und dennoch scheint es fast so, als seien der Fernseher oder das Internet für viele die Fenster zu einer besseren Welt. Hier treffen wir virtuelle Freunde, die uns oft vertrauter sind als unsere echte Familie. Jemand, der etwas zu sagen hat und keinen Zuhörer findet, ist schlimm dran. Noch schlimmer sind Zuhörer und Zuschauer dran – vor allem Kinder – die keinen finden, der ihnen etwas zu sagen hat.“

Matrizentrismus und Patchwork sind es, denen heute die Jugend ausgeliefert ist. Ersteres bezeichnet das Fluchtverhalten vieler Männer und die damit verbundene Alleinerziehung durch die Mütter. Nicht immer sind daran die Männer schuld. Viele Frauen planen es gar, die biologischen Erzeuger ihres Nachwuchses zu verprellen. Gestörte Kinder und gestörte Erwachsene in der Folgegeneration bleiben nicht aus. Männer, die ohne väterliches Beispiel aufwachsen, so stellten Soziologen fest, verüben überrepräsentativ häufig Sexualstraftaten.

Nicht das Gelbe vom Ei, sicher, aber wenigstens ein Ansatz zur Lösung der Probleme aus dem Matrizentrismus mag die Patchwork-Familie sein. Sicher, auch. Da tun sich Menschen zusammen, von denen mindestens einer schon einmal gescheitert ist. Da soll eine neue Familie aus den Ruinen mehrerer vorangegangener entstehen. Und so modern wie viele Patchworker ihre Existenz gerne darstellen, ist sie nicht. Letztlich ist sie nur die alte Stieffamilie, mit dem Unterschied, dass Patchwork-Mütter versuchen, die leibliche Mutter zu ersetzen. Sie haben von Anfang an verloren. Die übermäßige Liebe, mit der manche Frauen die angeheirateten Kinder überhäufen, wird sehr selten zurückkommen.

Auf der anderen Seite der Nachwuchs, der von Montag bis Freitag mit dem Familien Sport-Utility-Vehicle herumkutschert wird, um einen generalstabsmäßigen Freizeitplan einzuhalten. Es geht vom Wasserballett zur Seidenmalerei nach ayurvedischer Farbenlehre. Da werden künftige Konsumenten von Schweigeaufenthalt in Klöstern und studienbegleitenden psychotherapeutischen Lach- und Schreitherapien herangezogen. Schon heute, so fand man heraus, ist die Lieblingsbeschäftigung der 12jährigen Deutschlands: Shoppen. Väter, die ihren Prinzesschen noch als Teenager in die Skischuhe halfen, brauchen sich später über der hohe Scheidungsrate nicht zu wundern. Diese Verziehung in der Schule zu reparieren, ist ein Scheißjob.

Reich wird man als Lehrer auch nicht. Ist es nicht schön, dass unser Nachwuchs von Idealisten angeleitet wird? Eltern sollten sich gut überlegen, ob sie diesen Leuten die Freude am Job vollends vermiesen wollen. Es gibt eigentlich gar kein problematisches Kind. Es gibt nur problematische Eltern. Wenn also bei Krauses zuhause abends mit den Fingern Pizza vor dem Fernseher gegessen wird, dann hat die Kindergärtnerin am nächsten Tag allerhand zu tun. Sie muss Jaqueline-Cathleen erst einmal aus der Kinderrutsche, in der sie stecken geblieben ist, zerren und dann ihr auch beibringen, dass man sich bei einem gemeinsamen Essen mit den anderen Kindern an einem großen viereckigen Brett mit vier Beinen versammelt. Ein Trost: Dicke Kinder sind schwerer zu kidnappen.

Bewegung spielt sich heute mit den Fingern ab. Sie konzentriert sich auf Handytastaturen und Joysticks. Dabei weiß man, die schulische Lernfähigkeit wird durch Bewegung erhöht. Der körpereigene Belohnungsstoff Dopamin wird bei nebensächlichen Computerspielen zu häufig ausgeschüttet, womit die Erinnerungsfähigkeit für Wichtiges leidet. Dopamin sorgt außerdem, dass Wissen vom Kurzzeit- ins Langzeitgedächtnis übergeht.

Wenn uns täglich eingetrichtert wird, dass Bildung unser einziger Rohstoff und die Schule der zentrale Weichensteller für ein erfolgreiches Leben sind, dann braucht sich niemand über den Förderwahn zu wundern. Die hysterische Erziehungsdiskussion macht nicht nur schlechte Laune, sie

verunsichert auch viele Eltern. Es obliegt den Eltern, dem Kind möglichst vielfältige Entwicklungserfahrungen anzubieten. Doch anbieten heißt eben nicht aufdrängen. Kinder zu zwingen, ihren Teller aufzuessen, das weiß man inzwischen, führt direkt in die Fettleibigkeit. Ein afrikanisches Sprichwort sagt: Gras wächst nicht schneller, wenn man daran zieht. Jedes dritte deutsche Kind besucht heute vor dem sechsten Lebensjahr einen Logopäden, Ergotherapeuten oder anderen Kinderfachmann. Immer mehr Eltern lassen sich in Erziehungsfragen beraten. Heißt aber nichts! Denn auch immer mehr Menschen gehen zu Hundepsychologen. Sicher nicht, weil die Hunde immer neurotischer werden. Vielleicht sollten Historiker erst einmal klären, ob es je eine Zeit gab, in der Erwachsene nicht über „die Jugend von heute“ gejamert haben. Das allgemeine Lamento sagt wahrscheinlich mehr über unsere alternde Gesellschaft als über die beklagten Kinder selbst.

Möchte nicht wissen, wie viele Eltern Nachbarn auflauern, um aus ihnen ein paar Worte des Lobes herauszupressen. So hingerissen sind sie vom „göttlichen“ Geigenraspeln ihrer talentfreien Brut. Mit Eigenproduktionen ist es wie mit eigenen Kindern. Man hält sie für das Beste oder das Schlechteste.

Warum sind Väter so auf Stolz versessen? Sie berichten, wie ihr sechsjähriger Nachwuchs sie im Schach besiegt und ein Gedicht mit drei Strophen sofort nach zweimaligem Lesen auswendig kennt. Man weiß sofort, dass ist die Geschichte eines im Schach und Gedächtnis schwachen Vaters.

Dass Väter alles wissen, was in den Köpfen ihrer Söhne vor sich geht, Göttern gleich, die mit unfehlbaren Gedächtnissen und unerschöpflichen Kontobüchern ausgestattet sind, ist nicht wahr. Meist projizieren sie nur eigene unerfüllte Leidenschaften auf ihre Söhne und auf Fremde, die, so glauben sie, ihren Söhnen ähneln, weiter nichts.

Wer mit seinem Kind richtig Furore machen will, der sollte für das Balg ein Syndrom erfinden. In Schulen und Kindergärten wimmelt es nur so von kleinen Kotzbrocken. Auf dem Geburtstagswunschkarte eines ebensolchen finden sich deshalb Dinge wie eine Shiatsu-Rückenmassage, eine Brustvergrößerung für das Kindermädchen und den neuen Klingelton

mit dem Gangsterrap-Medley. Babycomputer für Dreijährige und zum nächsten Geburtstag einen eigenen Fernseher fürs Kinderzimmer. Zwischen Fernseherziehung und Erziehung fürs Fernsehen besteht ein großer Unterschied. Die TV-Super-Nanny bedient eine Art Erlösungsfantasie. Wenn diese Deppen ihre Kinder nicht erzogen kriegen, dann kann es ja nicht so schlimm sein, wenn unser Maximus-Querelle die Wände mit seinen Exkrementen verziert.

Zwei mal die Woche zeigte ich in meinem Garten Filme. Bald durchschauten die Kids, mein System aus Zuckerbrot und Peitsche und kamen nur noch an den Action-Abenden. Dokumentationen interessierten nur, wenn ich dazu Softeis spendierte. Mein Kampf um ihre Bildung glich dem Zucken eines Weberknechtes, dem ein böser Junge alle Beine ausgerissen hatte. Aus einem User machst du in diesem Landstrich keinen Producer. Ein kluger Gedanke hat es überall schwer, sich durchzusetzen, aber Narrheiten breiten sich mancherorts sogar noch besser aus, wie Steppenbrände. Ich glaube zwar nicht, dass man mit Wissen die Welt verbessern kann, will es aber trotzdem vermitteln. Wie oft aber trifft man auf Ignoranz und schlichte Dummheit.

„Lesen ist nicht schwer zu lernen“, sagt der Analphabet zum anderen und hofft, dass kein Lesekundiger zuhört.

Meine Utopien bleiben Solidarität mit Schwächeren und Plausibilitätsgeinn. Was unser Geist der Wirnis abgewinnt, kommt irgendwann Lebendigem zugute.

Aus ihrer Sicht hatten sie Recht mit der Made. Ich fuhr nicht in der Nacht aufs Meer, aber hatte bei Bedarf den größten Fisch auf meinem Teller. Ich schwitzte nicht mit der Mauerkelle in der Sonne, aber bewohnte das größte Haus. Die Spinne im Netz, das hätte ich verstanden. Sitzt da und wartet, bis ihm etwas einfällt oder etwas Unerwartetes seinen Weg kreuzt. Das passierte auch ab und zu. Da war dieses Paar aus Paris. Eine Woche unterwegs mit Buggy samt Fahrer entlang Brasiliens Küste zwischen Natal und Fortaleza versuchten sie die Trümmer ihre Ehe zu kitten. Sie wirkten wie ein rostiges Paar von Schraube und Mutter, das sich mit aller Gewalt

ineinander dreht. Wie Boote im Schlamm eines Hafens bei Ebbe mit sinnleeren Schrauben in der Luft.

Bald entspann sich eine Unterhaltung vom Typ „Nein, das hab‘ ich nicht! – „Doch das hast du!“

Während sie immer Fragen stellte, stellte er überhaupt keine. Sie hatte immer Angst über ihre Kräfte hinauszugehen, er hatte nicht einmal die Idee, er könne über seine Kräfte hinausgehen.

Wenn sie „Schon wieder?“ fragte, antwortete er „Was heißt hier schon wieder, noch immer!“

Auf diesen Dialog lässt sich der Unterschied zwischen den meisten Männern und Frauen reduzieren.

Schon wieder Sex? Schon wieder Party? Schon wieder Verreisen?

Sie entschuldigte sich alle Augenblicke, für etwas, dass keinerlei Anlass dafür gab, während er den Begriff des Entschuldigens überhaupt nicht kannte, obwohl andauernd Anlass für eine Entschuldigung bestand, nach unseren Begriffen. Ihr war immer wichtig zu wissen, was die Leute über sie dachten, er legte darauf nicht den geringsten Wert. Er schwieg über weiteste Strecken, sie redete, auch wenn sie nichts zu sagen hatte, nur weil sie Angst hatte, nicht ernst genommen zu werden. Sie hatte immer eine Antwort zur Hand, aber selten die richtige. Sie glaubte, eine Lüge lasse sich vertuschen, wenn man nur nicht um eine Antwort verlegen ist. Was sie einte, war der Glaube, der jeweils andere sei ein typischer Sackgassenmensch. Wir haben es immer wieder mit Sackgassenmenschen zu tun, Untergehern. Wir haben die größte Mühe, uns vor ihnen zu retten, denn sie setzen alles daran, ihre Umwelt zu tyrannisieren, abzutöten, im Sog ihres geduldigen Abwärtsstrudels auf dem Weg zu ihrem in fünfzig Jahren fälligen Tod. Viele Leute finden sich mit dem Mittelmäßigen ab und sind froh, noch Schlimmerem zu entgehen.

Er bestand seine Examen, erhielt sein Diplom und dann wurde er entlassen. Sie benutzten ihre Hintern allenfalls noch zum Draufsitzen, er seinen Schwanz und sie ihre Möse nur zum Wasserlassen. Zwischen Schlafzimmer und Klosett gab es eine Zwischenzone, die man nie betreten durfte, denn sie trug ein Schild: Ficken. Aber sie will schon wieder die Schmerzen einer Geburt erleiden, die Freude daran, Mutter zu werden,

auch die ersten bebenden Erwartungen eines jungfräulichen Mädchens will sie genießen, die unerträgliche Spannung und Nervosität in den Augen des Mannes, die unwiderstehlich fließenden Tränen beim Schmerz des Eindringens, sie möchte alles noch einmal erfahren.

Wenn Menschen sich umbringen dann wegen irgendjemandem, sie ist jetzt aber an einem Punkt angelangt, an dem sie es für niemanden und nichts tun würde, und sie hat nicht mehr die Energie, ihrem Leben ein Ende zu setzen. Ihr Herz ist abgestumpft von all den erlittenen Demütigungen und Schmerzen. Seine Kälte erträgt sie nicht mehr.

Er sieht sie an. Und als von ihr kein Ton kommt sagte er:

„Du bist eine von denen, die hie und da Prügel verlangen, und ich war nicht im Stande dazu.“ Er meinte es ernst, weil er wusste, dass er nie die Hand gegen sie heben könnte. Er konnte nicht einmal vor Wut die Tür zuknallen.

In meinem Zimmer, das ich in dem großen Haus eines Freundes bewohnte, lag ein Brett auf Ziegelsteinen, darauf ein Notebook, ein Heft, Stifte und Radiergummis, ein Päckchen Zigaretten, Tabakkrümel neben dem Aschenbecher, eine Tasse mit kaltem Kaffee. Das sind also die Instrumente des Glücks für einen armen Kerl, der dazu verurteilt ist, sein Leben lang ständig abzuwägen, zu gebären, zu verwerfen, zu schreiben mit Hingabe an sein Buch, mit starkem Verlangen nach der Welt, die er darin entdeckt hatte. Wenn in einer Geschichte am Ende alle Fäden zusammenlaufen, ist das ein Gefühl der Vollkommenheit. Ein uferloses Glücksgefühl. Vergleichbar vielleicht mit einem Schuss Heroin. Ich weiß, wovon ich spreche. Wenn es so leicht ist, das Mittel gegen das Unglück einzunehmen, warum dann soviel Schmerz, Gram und Elend, warum?

Ich schrieb meinen Puzzle-Roman, voller Stolz, sich nie zu wiederholen. (Schreibe mir lieber Leser, falls ich es doch tue.) Selbst nachts wache ich auf, da mir was Ungeheures einfällt, göttliche Inspirationen. So muss den Evangelisten die Bibel diktiert worden sein. Ich mache mir sofort Notizen, auf das nichts verloren geht. Selbst die letzten Worte Jesu sind umstritten, weil zu spät notiert in den Evangelien:

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“, schreibt Matthäus.

„Vater ich befehle meinen Geist in deine Hände!“ Markus

„Es ist vollbracht.“ Johannes

„Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Lukas

Vielleicht ist an diesem Jesus, der ein Rebell war, das Beste, die Vorstellungskraft der Leute, die nach Worten suchten, sein Werk zu umschreiben und noch mehr die Fantasie jener Menschen, die keine Worte dafür bis heute finden können.

Ich hingegen schreibe über Politik, Freundschaft, Vergänglichkeit, nicht mehr über Liebe. Hier etwas verfremdet, dort etwas kopiert und mit dem eigenen Leben gedüngt. Wie ein Alchemist habe ich eine Zauberformel gefunden, die den alltäglichen Dreck meines Lebens in Druckerschwärze verwandelt, ohne dass ich noch groß daran herumfeilen müsste. Mit dieser Strategie der Krake, die ihre Tinte verströmt und das Wasser trübt, gewinnt man Nobelpreise. Die meisten Memoiren, diese schreckliche Abrechnungsliteratur, sind eine Verleitung, die eigene Nase schöner zu machen als sie ist. Ein Make-up aus Worten in flüchtigem, nachlässigem, schlechtem Stil, das eine ebenso beleidigende Geringschätzung des Lesers bezeugt wie die Vernachlässigung des Anzugs die Geringschätzung der Gesellschaft verrät, in die man tritt. Oder diese Wortgewalt, die mein Vater so mag:

„Drinne saßen stehend Leute, schweigend ins Gespräch vertieft.“

Zu meinen Büchern steht er diplomatisch, verrät seinen Sohn nicht. Einmal hörte ich ihn vor seinen Veteranen-Freunden rufen:

„Wenn auch wir Opas begeistert wären von seinen Büchern und Bildern, wären es ja illustrierte Trivial-Romane.“

Erstaunlich, wie sehr Bücher zum Seelenspiegel ihrer Verfasser werden.

Mit einer Unliebesgeschichte beginnen wir, die über einen

Schelmenroman eines Systemüberlisters schließlich den Titel „Mein Leben – eine Flut von Schwachsinn“ bekommt. Alle schreiben Wiederholungen.

Bin ich schon bald der gleiche Lügner wie die Aufschneider, die mich umgeben. Sei, wenn schon nicht Vor- dann immerhin Nachmacher. 98

Prozent sind nur Nichtsmacher. Weshalb hätte ich nicht auch einer werden sollen? Welcher Unterschied bestand zwischen ihnen und mir? Wäre dadurch meine Entdeckungen die Welt vollständiger? Gibt es nicht ohnehin genug Geschichten, ohne dass ich noch neue dazu erfinde?